

Europa, wie hast du's mit der Religion?

Vortrag von Arnold Metznitzner bei den 11. Carinthischen Dialogen
am 08. Juli 2017 auf Schloss Bach in St. Urban/Simonhöhe

„Gretchenfrage“

MARGARETE: Versprich mir, Heinrich!

FAUST: Was ich kann!

MARGARETE: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?

Du bist ein herzlich guter Mann,

Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.

FAUST: Lass das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;

Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,

Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

MARGARETE: Das ist nicht recht, man muss dran glauben!

FAUST: Muß man?

MARGARETE: Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!

Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente.

FAUST: Ich ehre sie.

MARGARETE: Doch ohne Verlangen.

Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.

Glaubst du an Gott?

FAUST: Mein Liebchen, wer darf sagen:

Ich glaub an Gott?

Magst Priester oder Weise fragen,

Und ihre Antwort scheint nur Spott

Über den Frager zu sein.

MARGARETHE: So glaubst du nicht?

FAUST: Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Wer darf ihn nennen?

Und wer bekennen:

Ich glaub ihn!

Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht!
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadoben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?“

(Goethe. Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil. Urfaust, Verse 3413-3445, herausgegeben und kommentiert von Erich Trunz, Verlag C.H.Beck, München 2005, Seite 109-110)

*Die Frage nach dem Glauben und der Religion führt unweigerlich in eine
psychologistische Ambivalenz.*

*Margarete fragt nach dem inneren Kern von Heinrichs Glaubenspraxis: „Du bist ein
herzlich guter Mann, Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.“ Heinrich will durch
seine Antwort die Nähe zu Margarete nicht aufs Spiel setzen und weicht bei der
Frage nach dem Kern seiner religiösen Praxis auf die philosophische Metaebene
aus: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub ihn!“*

*Die Frage nach dem Glauben und der Religion ereignet sich immer im
Spannungsfeld zwischen der Intimität persönlicher Praxis und objektiver Plausibilität,
wir können auch sagen: in ständiger Pendelbewegung zwischen
Prinzip und Imperativ - Mystik & Politik - Charisma & Macht*

Zuerst ein kleiner Blick auf den Kern des Christentums

1 Kor 12,31 – 13,13

*Und noch einen – einen Weg höher als alle, zeige ich euch.
Wenn ich mit Zungen der Menschen und der Engel rede,
die Liebe aber nicht habe
- dröhnender Gong bin ich oder lärmende Zimbel.
Und wenn ich Prophetenrede habe
und weiß die Geheimnisse alle
und alle Erkenntnis;
und wenn ich allen Glauben habe - zum Bergeversetzen -
die Liebe aber nicht habe
- so bin ich nichts.
Und wenn ich all mein Hab und Gut verallose
und meinen Leib zum Verbrennen ausliefere,
die Liebe aber nicht habe
- so bin ich nichts.*

*Die Liebe ist langmütig.
Gütig waltet die Liebe,
nicht ehrneidig.
Die Liebe eifert nicht;
sie macht sich nicht wichtig.
Sie benimmt sich nicht missfällig;
sie sucht nicht das Ihre.
Sie lässt sich nicht aufreizern;
sie rechnet das Übel nicht vor.
Sie freut sich nicht über das Unrecht;
doch sie freut sich mit an der Wahrheit.
Alles hält sie aus.
Alles glaubt sie;
alles hofft sie;
alles durchharrt sie.*

*Die Liebe geht nie zugrunde.
Prophetenreden aber - sie werden abgetan.
Oder verzückte Zungen - sie hören auf.
Oder Erkenntnis - sie wird abgetan.
Denn: Nur zu einem Teil erkennen wir;
nur zu einem Teil reden wir prophetisch.
Wenn aber das Vollkommene kommt,
wird das Teilstück abgetan.
Als ich unmündig war,
redete ich wie ein Unmündiger,
hatte den Sinn wie ein Unmündiger,
berechnete ich wie ein Unmündiger.
Als ich Mann geworden,*

*habe ich das Unmündig-Sein abgetan.
Noch blicken wir ja nur durch einen Spiegel
- in Rätselgestalt -,
dann aber von Angesicht zu Angesicht.
Noch erkenne ich nur zum Teil,
dann aber werde ich voll erkennen,
wie ich selbst voll erkannt ward.
Jetzt also bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe – diese drei:
Ihrer Größtes aber ist die Liebe.*

(In der Übersetzung von Fridolin Stier, Kösel Verlag, München 1989 & Patmos Verlag, Düsseldorf 1989, Seite 376-377)

„Liebe“ meint die Herzmitte des Menschen und damit auch die Herzmitte persönlicher Glaubensüberzeugungen, meint also, um es mit Ingeborg Bachmann zu sagen, den Ort, an dem die Welt „das Geheimnis ihrer Drehbarkeit hat“, den Herzbereich einer Welt, die „noch keusch ist, ... noch nicht geliebt und geschändet worden ist, wo die Verbrecher noch keinen Blutfleck gelassen haben“ – wie das Ingeborg Bachmann einmal ausdrückt.

(Vgl. Ingeborg Bachmann, Das dreißigste Jahr, Deutscher Taschenbuch Verlag München 1966, Seite 30)

Aber das Reden von der Liebe ist so abgegriffen und durch alle Niederungen des menschlichen Alltags gezerrt worden, dass eine heilige Scheu aufkommen mag, es einfach so in den Mund zu nehmen und noch dazu immer wieder den Versuch zu unternehmen, es neu „definieren“ zu wollen. In einem afrikanischen Sprichwort heißt es: „Worte sind schön, aber Hühner legen Eier!“

Von der Liebe zu reden ist das eine, sie im persönlichen Umfeld erlebbar zu machen, das andere. Heinrich Böll (1917-1985, 1972 Nobelpreis für Literatur), einer der bedeutendsten Schriftsteller der Nachkriegszeit, ist in diesem Zusammenhang immer wieder zum leidenschaftlichen Verteidiger eines Christentums geworden, das von der Liebe nicht nur redet, sondern sie auch praktiziert.

“Ich frage mich vieles, vor allem das eine“, schreibt Heinrich Böll in einem Zeitungsartikel: “Wie ist es möglich, dass 800 Millionen Christen (heute sind es bereits weit mehr als eine Milliarde) diese Welt so wenig zu verändern vermögen, eine Welt des Terrors, der Unterdrückung, der Angst? - ‚In der Welt habt Ihr Angst‘, hat Christus gesagt, ‚seid getrost, ich habe die Welt überwunden.‘ Ich spüre, sehe und höre, merke so wenig davon, dass die Christen die Welt überwunden, von der Angst befreit hätten; ...eine christliche Welt müsste eine Welt ohne Angst sein, und

unsere Welt ist nicht christlich, solange die Angst nicht geringer wird, sondern wächst; nicht die Angst vor dem Tode, sondern die Angst vor dem Leben und den Menschen, vor den Mächten und Umständen, Angst vor dem Hunger und der Folter, Angst vor dem Krieg ... Die Christen haben die Welt nicht überwunden, sie lassen sich auf sie ein und werden von ihr überwunden ... Man ist nicht Christ, sondern gehört zum ‚Christlichen Lager‘, man glaubt nicht an Christus, sondern ‚macht in Christentum‘. Doch die andere Vorstellung ist noch weit gespenstischer: Wie diese Welt aussähe, hätte sich die nackte Walze einer Geschichte ohne Christus über sie hinweggeschoben ... Ich überlasse es jedem Einzelnen, sich den Alptraum einer heidnischen Welt vorzustellen, oder eine Welt, in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde: den Menschen in die Hände des Menschen fallen zu lassen. Nirgendwo im Evangelium finde ich eine Rechtfertigung für Unterdrückung, Mord, Gewalt; ein Christ, der sich ihrer schuldig macht, ist schuldig.

Unter Christen ist Barmherzigkeit wenigstens möglich, und hin und wieder gibt es sie: Christen; und wo einer auftritt, gerät die Welt in Erstaunen ...“

Von der Liebe so zu reden bedeutet nicht, sie für das christliche Gedankengut in Geiselhaft zu nehmen, wohl aber, den persönlichen Lebenswandel darauf hin zu prüfen, ob dort die Rede von der Liebe Grund und Boden hat oder lediglich beruhigende Wortspendenornamente liefert.

Als Religionslehrer habe ich meinen Schülern mit ins Leben zu geben versucht, dass sie sich aus dem Unterricht lediglich einen Grundsatz mit ins Leben zu nehmen bräuchten, den allerdings sollten sie sich ins Herz schreiben. Wir bezeichnen diesen Satz als die „Goldene Regel“, in der alles gebündelt ist, worum es im Gesetz und in der Botschaft aller Propheten geht:

*„Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“;
oder positiv formuliert:*

„Behandle deine Mitmenschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst.“

(Tob 4,16; Mat 7,12; Luk 6,31)

Oder in der rabbinischen Übersetzung des biblischen Liebesgebotes:

„Liebe Deinen Nächsten, er ist wie Du!“

Im Blick zurück erscheint das Christentum in Europa

zunächst als eine kleine Sekte, die dem Römischen Reich dadurch gefährlich wird, dass ihre Mitglieder sich weigern, dem Kaiser Weihrauch zu streuen, d.h. ihn als Gott zu verehren.

Christenverfolgungen in den ersten Jahrhunderten gipfeln unter Kaiser Nero nach dem Brand in Rom im Jahr 64 n. Chr. in der Hinrichtung von Petrus & Paulus.

- Im dritten Jahrhundert nehmen die Verfolgungen zu und dehnen sich unter Decius und Diokletian über das ganze Römische Reich aus.

- Erst Kaiser Konstantin lässt das Christentum als gleichwertigen Kult zu und garantiert durch das Mailänder Toleranzedikt 312 ein Ende der Verfolgungen.

Innerhalb einer Generation wird es dann im Römischen Reich opportun, Christ zu sein, die vorher Verfolgten werden im Handumdrehen zu Verfolgern und liefern so eine der ersten nachhaltigen Glaubwürdigkeitskrisen des Christentums.

Am 27. Februar 380 erlässt der oströmische Kaiser Theodosius I (347-395) ein Dekret, das die jüdisch-christliche Wurzel des europäischen Kontinents mit der griechisch-römischen Kultur verbindet. Der Name des Dekretes „Cunctos populos“ ist Programm und beinhaltet nicht nur die Sonderstellung des Christentums, sondern auch die Verfolgung der Andersgläubigen.

- 396 verbietet Kaiser Theodosius alle heidnischen Kulte, schließt die platonische Akademie und beendet die Olympischen Spiele - sie sollen erst in der Neuzeit 1896 wiederaufgenommen werden. **Das Christentum ist Staatsreligion.**

Rund 100 Jahre später - um das Jahr 500 - kommt ein junger Mann aus dem umbrischen Norcia nach Rom, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Doch das Treiben im Zentrum der damaligen Welt, das ja im Handumdrehen auch zum Zentrum des Christentums geworden war, ist für ihn unerträglich: zu laut, zu weltlich, zu wenig wesentlich.

Enttäuscht wandert er zu Fuß 75 km weit nach Osten ins Anienetal in den Simbruinerbergen und zieht sich dort oberhalb von SUBIACO 3 Jahre als Einsiedler in eine Höhle zurück. Nach und nach entstehen unter seiner Leitung im Tal 13

Klöster. 529 zieht Benedikt nach Montecassino. Der Vater des europäischen Mönchtums skizziert in seiner Regel vier Schwerpunkte: ORA – LABORA – LEGE – HOSPITIUM: bete – arbeite – lies – übe Gastfreundschaft. Kapitel 53 der Ordensregel des Benedikt regelt „die Aufnahme der Gäste“: „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus; denn er wird sagen: ‚Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.‘“

Ein paar Jahrhunderte später erhält die katholische Kirche mit Papst Innozenz III (1198-1216) einen der bedeutendsten Päpste des Mittelalters. In die Geschichtsbüchern geht er als „Papstkaiser“ und als großer Reformpapst ein. Er gehört zu den eindrucksvollsten Persönlichkeiten der Papstgeschichte überhaupt. Kirchenhistoriker billigen ihm zu, er habe über ganz Europa zu herrschen verstanden. Mit 37 Jahren wird er am 8. Jänner 1198 zum Papst gewählt.

„O weh, der Papst ist zu jung. Hilf, Herr, Deiner Christenheit“, soll Walther von der Vogelweide ausgerufen haben, als er von der Wahl erfährt.

Innozenz herrscht mit absoluter Macht. Für ihn steht fest: „Gott hat Sonne und Mond ans Firmament gesetzt; so gibt es zwei Lichter in der Kirche, die königliche und die päpstliche Gewalt, die eine herrscht über die Seelen, die andere über die Leiber. Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so nimmt die königliche Gewalt den Glanz ihrer Würde von der päpstlichen Macht.“

Innozenz III schützt und fördert die neuen Bettelorden und empfängt im Jahre 1210 FRANZISKUS und seine Mitbrüder.

In der Nacht vor dieser Audienz soll dem Papst geträumt haben, dass die vom Einsturz bedrohte Fassade der Lateranbasilika von einem Bettelmönch gestützt wird. Bei seiner Begegnung mit Franziskus soll Innozenz erschrocken sein, weil er in dem kleinen Bettelmönch aus Umbrien den Mann seines nächtlichen Traumes erkennt.

Innozenz stirbt am 16. Juli 1216 im Alter von 55 Jahren auf der Reise in die Lombardei in der Nähe von Perugia, wird in der dortigen Kathedrale aufgebahrt, beraubt und begraben.

Im Jahre 1223 bestätigt Papst Honorius III im Jahre 1223 die Ordensregeln der Franziskaner, die von den Brüdern (im Kapitel 6) ARMUT verlangt. „Die Brüder sollen sich nichts aneignen, weder Haus noch Ort noch irgendeine andere Sache. Und

gleich wie Pilger und Fremdlinge (vgl. 1 Petr 2, 11) in dieser Welt, die dem Herrn in Armut und Demut dienen, mögen sie voll Vertrauen um Almosen bitten gehen.“

Armut ist die Basis für den franziskanischen Reichtum: *Der Sonnengesang ist die franziskanische Antwort auf den Anspruch des Papstes auf Universalherrschaft über Leib und Seele. Franziskus lebt aus der Gewissheit inneren Reichtums: Es ist genug für alle da! Alles gehört allen! Alles gehört dir, du brauchst es nur mit den anderen zu teilen, mehr noch: In allen und in allem begegnest Du Deiner Schwester und Deinem Bruder: Schwester Sonne & Bruder Mond & Erde & Wasser & Luft & Vögel & Fische bis hin zum Bruder Tod...*

So wird Franziskus zur großen Integrationsfigur des Mittelalters, der weit über die Katholische Kirche hinaus beachtet und geschätzt wird. „Alter Christus“ wird er genannt, „der andere Christus“, einer, wie es ihn seit Christus noch nie gegeben hatte.

300 Jahre später steht die Kirche wieder an einem Wendepunkt: *Die Ära der Gegenpäpste und Exile ist vorbei. Nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon (1309-1377) lautet die römische Devise wieder: „UBI PAPA, IBI ROMA“*

Die Renaissancepäpste gestalten eine Epoche zwischen Glanz, Zerfall und Vetternwirtschaft. Julius II baut St. Peter neu und benötigt dafür Geld, den sogenannten „Peterspfennig“. Im Dominikaner und Ablassprediger Johann Tetzel (1460-1519) findet der Papst einen willkommenen Gehilfen: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt“ lautet seine Devise, die er an der Elbe nahe Pirna marktschreierisch verkündet.

Dem Augustiner Eremiten namens Martin Luther erscheint das als Gotteslästerung. Die 95 Thesen, die er als Reaktion darauf in Wittenberg veröffentlicht haben soll, erklären sich aus tiefgreifender Enttäuschung darüber garniert mit der Erinnerung an Luthers Aufenthalt in Rom um die Jahreswende 1510/1511.

Die Eindrücke, die er dort gewonnen hatte, sollten ihn zeitlebens begleiten. Und in Bezug auf die Reformation schreibt Thomas Kaufmann, dem wir eine gründliche Studie zur Geschichte der Reformation verdanken:

„Es ist nicht zu übersehen, dass ihm mancherlei dessen, was er in der ewigen Stadt gesehen hatte, (...) die Rezeption antirömischer Polemik erleichterte. Insofern stellt

auch Luthers Romreise zwar keine Quelle des Bruchs mit der Papstkirche dar, wohl aber eine Voraussetzung dafür, dem später vollzogenen Bruch nachträglich eine besondere Plausibilität und Popularität zu verleihen.“

(Thomas Kaufmann: Geschichte der Reformation. Frankfurt am Main/Leipzig 2009, S. 138 f.)

Auch wenn die Historizität des Thesenanschlags, bei dem Martin Luther seine 95 Thesen am 31. Oktober 1517 an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg genagelt haben soll, umstritten ist, steht außer Zweifel, dass er damit gegen den geschäftsmäßigen Handel mit Ablassbriefen auftritt. Ausgehend vom Wort Jesu „Tut Buße“ (Mt 4,17) wendet sich Luther zunächst gegen die kirchlich geschürte Angst vor dem Fegefeuer. Ab der These 21 bildet der Ablasshandel den Schwerpunkt seiner Abhandlung. Er bezeichnet den Ablass als „gutes Geschäft“ und stellt die Frage, „Warum baut der Papst, der heute reicher ist als der reichste Crassus, nicht wenigstens die eine Kirche St. Peter lieber von seinem eigenen Geld als dem der armen Gläubigen?“

In seiner Rechtfertigungslehre wendet sich Luther gegen jede Art von Geschäftemacherei und hält dagegen die „sola gratia“ - „sola scriptura“ - „gratia gratis data“

Luther wendet sich damit gegen jede Art einer naiven, archaischen Religiosität, die Strafandrohung und Schutzbedürfnis zu vereinen versucht: Mit Gott wird gedroht, von Gott wird getröstet: Dem Menschen wird gedroht und gleichzeitig Schutz angeboten. Die Rahmenbedingungen dieses archaischen Gottesbildes lauten: „Wen Gott liebt, den züchtigt er“. Und die Haupttugend eines solchen moralisierenden Gottesglaubens ist der Gehorsam nach der Devise „blind gehorchen und aufs Wort parieren“. Luther zeigt auf, wer an einem solchen Gottesbild aus Machtgründen ein besonderes Interesse haben wird: Feldwebel, Schulmeister, Pfarrherren und Landesherren. Ihr gemeinsames Interesse bestünde darin, das Selbstbewusstsein des Menschen zu brechen, das Selbst des Rekruten, des Kindes, des Gläubigen, des Bürgers. Dabei geht es um das Kostbarste, das wir haben, unser aus unserem Innersten kommendes Wollen. Ein gebrochener oder verbogener Wille führt niemals ins Leben, sondern in die Depression...

Luthers Antwort darauf ist seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520).

Das Zeitalter der Aufklärung (von 1650 bis 1800) versucht durch rationales Denken alle den Fortschritt behindernden Strukturen zu überwinden. Als wichtigstes Kennzeichen gelten die Berufung auf die Vernunft als universelle Urteilsinstanz, mit der man sich von althergebrachten, starren und überholten Vorstellungen und Ideologien „auch gegen den Widerstand von Tradition und Gewohnheitsrecht“ befreien will.

Der Kampf gegen Vorurteile, das Plädoyer für religiöse Toleranz, Emanzipation, Bildung, Bürgerrechte, allgemeine Menschenrechte und das Gemeinwohl als Staatspflicht.

Eine jesuanisch-therapeutische Gestalt des 17. Jahrhunderts ist der Philosoph, Arzt, Priester und Mystiker Johann Scheffler (*1624 +1677). Zunächst lutherischen Glaubens studiert er Medizin und Staatsrecht in Straßburg, Leiden und Padua und promoviert dort 1648 zum Doktor der Philosophie und Medizin. 1653 konvertiert er zum katholischen Glauben und nimmt den Namen **Angelus Silesius** an.

Er verschenkt sein ganzes Vermögen an Arme, wird katholischer Priester, rettet in Not geratene Familienväter vor dem Schuldturm, kuriert als Arzt mittellose Patienten ohne Honorar und führt seelsorgliche Gespräche auch mit Protestanten und Freigeistern. Ein ihm zugeschriebenes Wort lautet: „Die Ros‘ ist ohn‘ warum, sie blühet, weil sie blühet; sie acht nicht ihrer selbst, schaut nicht ob man sie siehet.“

Freud und die Wiederentdeckung der Psychoanalyse

Es ist der protestantische Pastor Oskar Pfister, der als erster Theologe Freuds Studien als Gewinn für die Seelsorge erkennt: „Wir müssen bessere Seelsorger werden, die für das Leiden der Mühseligen und Beladenen nicht nur ein warmes, von der Liebe zu Gott und dem Nächsten erfülltes Herz haben, ... , sondern auch das wissenschaftliche Rüstzeug, das zur Befreiung von jenen Nöten oft geradezu unerlässlich ist. Die Psychanalytik ist es einzig und allein, die uns in zahllosen Fällen in den Stand setzt, neurotisch belastete und gequälte Personen zu gesunden, frohen Menschen zu machen. Sie öffnet uns auch über die rätselhaften Handlungen normaler Individuen überaus oft die Augen und hilft uns, sie vor schweren Schaden zu bewahren.“ (Freud-Pfister, Briefwechsel, 1909, Seite 39)

In der katholischen Theologie und Seelsorge dieser Zeit sucht man vergebens nach einer vergleichbaren Position. Die katholische Theologie in ihrer Gesamtheit stand im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts noch ganz im Zeichen des Ersten Vatikanischen Konzils (1869-1870).

Mit der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes sollte die Abwehr moderner Irrtümer gewährleistet werden. Ein katholischer Theologe musste im „Anti-Modernisteneid“ beim Glaubensbekenntnis schwören, sich in Unterricht und Forschung dem Lehrgebäude des Thomas von Aquin verpflichtet zu wissen und den „Index“ der von der Kirche verbotenen Bücher zu respektieren. Das führte zunächst zu heftigen Streitigkeiten auch innerhalb der Theologie, zum Ausscheiden führender Theologieprofessoren und zur Gründung der Altkatholischen Kirche.

Ein Historiker urteilt über diese Zeit:

„Auf die Verpflichtung gegenüber einem bestimmten Lehrsystem, auf die Ablehnung der modernen Philosophie, die Überbewertung bloß kirchenamtlicher Entscheidungen, die unbedingte Verteidigung kirchlicher Maßnahmen und Entwicklungen hat man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine Kraft verwendet, die größerer Aufgaben wert gewesen wäre.“
(Hegel, 1966, Seite 382)

Das führt u.a. zu der skurrilen Tatsache, dass sich die Vertreter der Psychoanalyse gründlicher mit zentralen biblischen Texten befassen als die katholischen Theologen.

Sigmund Freud und C. G. Jung z.B. studieren weit gründlicher das ersttestamentliche Buch Ijob als das katholische und protestantische Theologen tun. Und wer als Biblexegete mit seiner Interpretation von der offiziellen Lehre abweicht, verliert seine Lehrbefugnis, wie z.B. Alfred Loisy, dessen Befund nach gründlicher Exegese biblischer Texte zum Schluss kommt: „Christus ist gekommen und daraus geworden ist die Kirche“, jene Kirche, die zu dieser Zeit sich noch allen Ernstes selbst als „societas perfecta“ begriffen und gelehrt hat.

Friedrich Nietzsche, einer der ganz großen und scharfen Kritiker des europäischen Christentums empört sich darüber, dass Schönheit, Sinnlichkeit, Freude am Körper im Christentum nur ein Schattendasein führen. Der dort völlig entmachtete und um seine Unbefangenheit gebrachte Eros wird grundsätzlich verdächtigt, für das Böse in

der Welt verantwortlich zu sein. Der christlichen Empfehlung, in allen Dingen Maß zu halten, bringt Nietzsche nur Sarkasmus entgegen: „Die Mäßigen sind auch immer die Mittelmäßigen.“ Nur keine dionysische Ekstase, nur kein seliges Außer-Sich-Sein vor Freude. Das christliche Ideal bleibt so lauwarm temperiert.

In einem kleinen Aphorismus unter dem Titel „Unverzagt“ rät er:

„Wo du stehst, grab tief hinein! Drunten ist die Quelle!

Lass die dunklen Männer schreien: ‚Stets ist drunten — Hölle!‘“

Hier geht es wie im späteren Zarathustra um Wahrheits- und Selbstfindung. Der Blick wird vom Suchen zum Finden und von oben nach unten gewendet. Nietzsche nennt es „die Treue zur Erde“ und versteht darunter das Ja-Sagen zum Diesseits in all seiner Widersprüchlichkeit und seinem Leiden. Nicht mehr der Himmel, die Erde ist der Ort der Suche und des Findens, die Quelle, um die sich alles dreht.

Schützenhilfe bekommt Nietzsche von **Martin Buber**, der sich leidenschaftlich dafür einsetzt, dass Religion und Alltag nicht voneinander zu trennen sind. Mit religiösen Augen betrachtet mag der Alltag zwar in einem anderen Licht erscheinen, wirklicher, größer, geheimnisvoller, aber es muss der Alltag bleiben. Wie alles Leben, so brauchen auch Grundhaltungen wie Religion und Glaube den Boden unter den Füßen.

Religion müsse in den Alltag hinein und nicht aus ihm herausführen. Er sei, erzählt Buber, einmal an einem Vormittag nach einem Morgen „religiöser Begeisterung“ von einem unbekanntem jungen Menschen besucht worden, ohne mit der Seele dabei zu sein. Er habe es durchaus nicht an einem freundlichen Entgegenkommen fehlen lassen, er habe diesen jungen Mann nicht nachlässiger als alle seine Altersgenossen behandelt, die immer wieder zur bestimmten Tageszeit an die Tür des Professors klopfen, um ihn wie ein Orakel zu befragen. Buber habe sich also auch mit diesem Studenten unterhalten, sich ihm gegenüber aufmerksam und freimütig verhalten – nur, die Fragen habe er nicht erraten können, die der eigentliche Grund gewesen sein mögen, warum der junge Mann an die Tür des Gelehrten geklopft hatte. Diese Fragen habe er dann aber später, nicht lange darauf, von einem seiner Freunde erfahren müssen – sein junger Besucher lebte da schon nicht mehr –

er habe erfahren, dass er nicht beiläufig, sondern schicksalhaft zu ihm gekommen war, nicht um Plauderei, sondern um Entscheidung, gerade zu ihm, gerade in dieser Stunde. Buber fragt: „Was erwarten wir, wenn wir verzweifeln und doch noch zu einem Menschen gehen?“ Und er gibt zur Antwort: „Wohl eine Gegenwärtigkeit, durch die uns gesagt wird, dass es ihn dennoch gibt, den Sinn.“

Seit dieser Erfahrung, schreibt Buber, habe er jenes „Religiöse“, das nichts als Ausnahme ist, Herausnahme, Heraustritt, Ekstase, aufgegeben oder aber er wurde von dieser Art des Religiösen aufgegeben. Und so besitze er nichts mehr als den Alltag, aus dem er nie genommen werde. Abschließend sagt er: „Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jener sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung... Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit der Zwiesprache.“ (Siehe: Martin Buber, Das dialogische Prinzip. Zwiesprache, 1965, Seite 158-159)

Heinrich Böll kommt in seiner Nobelpredigt unter dem Titel „Versuch über die Vernunft der Poesie“, gehalten am 2. Mai 1973 in Stockholm, auch auf Gott zu sprechen bzw. auf den Wahnwitz und Hochmut unserer Beschäftigung mit ihm:

“Was hat man alles auf Gott, diese missbrauchte und bemitleidenswerte Instanz, abgeladen, auf sie abgeschoben: Alles, alles was da an Problemen blieb: Alle Wegweiser für auswegloses Elend sozialer, ökonomischer, sexueller Art wiesen auf ihn, alles Abfällige, Verächtliche, wurde auf Gott geschoben, alle unerledigten ‚Reste‘, und doch hat man ihn gleichzeitig als den Verkörpernten gepredigt, ohne zu bedenken, dass man den Menschen nicht Gott und Gott nicht dem Menschen aufbürden kann, wenn er als verkörpert zu gelten hat. Und wer mag sich da wundern, wenn er da überlebt hat, wo man Gottlosigkeit verordnete und das Elend der Welt und der eigenen Gesellschaft auf einen unerfüllten Katechismus ebenso dogmatischer Art und auf eine immer weiter und immer wieder verschobene Zukunft schob, die sich als triste Gegenwart erwies? Und wiederum können wir auch darauf nur mit unerträglicher Arroganz reagieren, indem wir von hier aus uns anmaßen, diesen Vorgang als reaktionär zu denunzieren; und es ist Arroganz gleicher Sorte, wenn ebenfalls von hier aus die amtlichen Verwalter Gottes diesen Gott, der in der Sowjetunion zu überlebt haben scheint, als ihren reklamieren, ohne die Müllhalden, unter denen er hier versteckt ist, wegzuräumen, und das Erscheinen Gottes dort für die Rechtfertigung eines Gesellschaftssystems hier reklamieren. Immer wieder

wollen wir, Ob wir uns nun als Christen oder Atheisten unserer Überzeugung brüsten, profitieren für das eine oder andere rechthaberisch vertretene Gedankensystem. Dieser unser Wahnwitz, dieser Hochmut an sich, verschüttet immer wieder beides: Den verkörperten Gott, den man den Menschgewordenen nennt, und die an seine Stelle gesetzte Zukunftsvision totaler Menschlichkeit.“

Wo steht Europa in 20 Jahren?

Das Europa wie wir es kennen, wird es in einigen Jahren so nicht mehr geben. Der Gesamtbevölkerungszuwachs in Europa seit 1990 stammt zu 90 % aus islamischer Einwanderung. Im nüchternen Blick auf diese Zahl bedeutet das:

Die Welt, in der wir leben, ist nicht die Welt, in der unsere Kinder und Enkel leben werden. Die katholische Kirche nimmt im Moment zur Kenntnis, dass der Islam gerade dabei ist, die Anzahl der katholischen Kirchenmitglieder zu übertreffen.

Was bedeutet das?

Im Internet kursiert unter dem Titel SOS Abendland der Satz: „Die Minarette sind unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme, die Moscheen unsere Kasernen, die Gläubigen unsere Soldaten.“

Aber da gibt es ja wohl auch andere Perspektiven, die ohne Angst und ohne Gewalt den Focus auf die Herzmitte der einzelnen Religionen legen und sich gemeinsam auf die Suche nach dem Verbindenden machen, das Trennende nicht verharmlosen, es aber auch nicht so überbetonen, dass daraus ein „heiliger Krieg“ entsteht.

In der Theorie zumindest hat die katholische Kirche bewiesen, dass sie, wenn sie nur wollte, dazu in der Lage wäre, zumindest beeindruckende Worte dazu hat sie schon gefunden: Das **II. Vatikanische Konzil** spricht im Dekret „Nostrae aetate“ über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „mit Hochachtung“ in Artikel drei von den Muslim, in Artikel vier von den Juden, um dann im Artikel fünf **eine universale Brüderlichkeit** einzumahnen:

„Wir können aber Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Haltung verweigern. Das Verhalten des Menschen zu Gott dem Vater und sein Verhalten zu den Menschenbrüdern stehen in so engem Zusammenhang, dass die Schrift sagt: ‚Wer nicht liebt, kennt Gott nicht‘ (1 Joh 4,8).“ - „So wird also“ - sagt das Dokument

weiter – „jeder Theorie oder Praxis das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk bezüglich der Menschenwürde und der daraus fließenden Rechte einen Unterschied macht.“

Johannes XXIII skizziert bereits vor dem von ihm einberufenen II. Vatikanischen Konzil die Vision einer Seelsorge, die nicht innerhalb der Kirchenmauern bleiben dürfe: „Mehr denn je“, - notiert er in sein Tagebuch, - „bestimmt mehr als in den letzten Jahrhunderten, sind wir heute darauf ausgerichtet, dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen.“

Ein Wort von Asoka (304-232 v. Chr.), dem ersten König der indischen Dynastie der Maurya, dem Kernland des frühen Buddhismus, lautet: „Wer seiner eigenen Religionsgemeinschaft Ehre erweist und die Religionsgemeinschaften anderer verachtet, allein aus Anhänglichkeit gegen die eigene, mit der Absicht, den Glanz der eigenen Gemeinschaft zu erhöhen, der fügt in Wahrheit seiner eigenen Gemeinschaft schwersten Schaden zu.“

(Hans Küng, Existiert Gott. Antwort auf die Gottesfrage der Neuzeit, R. Piper & Co Verlag, München-Zürich 1978, Seite 665)

Der Weg, der vor uns liegt: Selbstheilung durch Selbsterfahrung

In der Schlusszene des britisch-indischen Spielfilmes „Gandhi“ (1982 unter der Regie von Richard Attenborough, 1983 mit 8 Oskars ausgezeichnet u.a. in der Kategorie „bester Film“ und mit Ben Kingsley als „bester Hauptdarsteller“)

tritt **Pandit Nehrú**, der Widerstandskämpfer an der Seite Gandhis und von 1947 bis 1964 Indiens erster Ministerpräsident ans Bett des hungerstreikenden Gandhi und sagt zu ihm:

„Ich habe dir Mister Suravati mitgebracht. Er war es, der die Moslems zum Aufstand aufgerufen hat. Doch jetzt wird er ihnen sagen, dass sie in ihre Häuser zurückkehren und ihre Waffen niederlegen sollen. Denk bitte daran, wie sehr du uns helfen kannst, wenn du lebst, nicht wenn du stirbst!

Was verlangst du, was wir tun sollten?

Gandhi: *Dass die Kämpfe umgehend aufhören mögen und dass du mir versprichst, dass sie nie wieder anfangen und dass es auch in Zukunft nie mehr dazu kommt.*

Nehrú zur Menge: *„Manchmal kommt es vor, dass, wenn man ohne Hoffnung ist und um sich herum nur Finsternis wahrnimmt, dass dann Gott zu unserer Rettung erscheint. Gandhi-tschi wird sterben, weil wir so verbohrt sind. Schwört eure Rache ab! Was soll schon Gutes um uns wachsen, wenn ihr ständig tötet! Habt den Mut, das zu tun, wovon ihr überzeugt seid, dass es richtig ist. Mit Worten Gottes schließt euch in die Arme wie Brüder!“*

Die Anführer *kommen ans Bett Gandhis, legen dort ihre Schwerter nieder und sagen ihm: „Wir haben es versprochen, wir hören auf! Die Schwerter der Hindus; es ist ein Versprechen!“*

Gandhi: *„Geht! Gott sei mit euch!“*

Ein Hindu *tritt ans Bett, wirft Gandhi ein Brot zu und sagt: „Hier iss, iss! Ich bin bereit in die Hölle zu gehen, aber ich will nicht an deinem Tod schuldig sein!“*

Gandhi: *„Nur Gott entscheidet, wer in die Hölle geht!“*

Der Hindu: *„Ich tötete ein Kind! Und ich habe sogar seinen Kopf gegen die Wand geschlagen!“*

Gandhi: *„Warum?“*

Der Hindu: *„Sie haben meinen Sohn getötet, meinen Jungen! Die Moslems haben meinen Sohn getötet!“*

Gandhi: *„Ich weiß einen Weg, wie du aus der Hölle wieder rauskommst. Finde ein Kind, ein Kind, dessen Vater und Mutter getötet worden sind, einen kleinen Jungen, nicht viel größer als so (zeigt ca. 1 m vom Boden weg) und ziehe ihn wie deinen eigenen Sohn auf! Aber versichere dich, dass er ein Moslem ist und dass du ihn wie einen Moslem aufziehst!“*

Der Hindu kniet vor dem Bett Gandhis nieder

Gandhi: *„Geh! Geh! Gott beschütze dich!“*

Europa, wie hast du's mit der Religion?

Im Blick zurück führt der Versuch einer Antwort in jene Untiefen der Geschichte Europas, über die wir guten Gewissens mit Margarete im Faust sagen könnten:

„Europa, mir graut vor dir!“

Gleichzeitig aber blicken wir dabei in mystisch-spirituelle Tiefen, auf die Europa zurecht stolz sein kann.

Im Blick nach vorne hat bereits zur Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl Rahner eine Prognose versucht:

„Der Christ des kommenden Jahrtausends muss ein Mystiker sein, oder es wird ihn nicht mehr geben.“

Zu gleicher Zeit monierte Erich Fromm, dass die gesamte Religion, überall in der Geschichte der Menschheit vor der Wahl steht, ob sie weiter autoritär bleiben will, oder ob sie es lernt, humanitär zu werden.